

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Du sprichst wie ein Dichter, Lotte. Aber unsereiner denkt so ähnlich, wenn man auch keine Worte machen kann. Darum segle ich ja. Manchmal läßt man sich treiben, ganz gleich, wohin es geht, und das ist das Schönste. Wir wollen den Tag gut ausnützen. Es ist ja nicht immer so. Abendbrot gibt es auf Deck, mein Liebling. In der Kajüte ist alles verstaubt, und wir köpfen eine Kupferberg dazu.“

Sie freuten sich wie Kinder darauf. Gegen Abend legte sich das bißchen Wind fast ganz. Lotte deckte hausfrauulich den Tisch, und Dietrich stellte den Sektflüßler neben die glühenden Glaskelche. Das Boot blieb fast auf der Stelle liegen. Er zog die Segel ganz ein. Sie tasselten in heiterer Stimmung. Es war ein unvergleichliches Mahl in der abendlichen Stille dieser weltvergessenen Gegend.

„Und auf was stoßen wir an?“

Dietrich beugte sich dicht vor ihre Augen und sah sie glücklich an.

„Nun — auf was?“

Lotte wiegte den Kopf und pfliff ein Liedchen vor sich hin. Sie war in einer ausgelassenen Stimmung und mochte gar nicht denken.

„Wir wollen erst einmal trinken, dann kann sich jeder etwas Besonderes denken, etwas recht Liebes, und dann wollen wir uns zu einigen suchen, und das soll gelten.“

„Also kurz — erst einmal auf das Glück im allgemeinen und auf die alle, die unser Glück — na, sagen wir — verschuldet haben. Sie sollen leben!“

Dann grübelten sie und sahen sich neckend an. Lottes Hände waren ihr in den Schoß gesunken. Er umschloß sie fest und fühlte die Süßigkeit ihres jungen Leibes. Ein jäher Rausch überkam ihn, und seine Augen brannten in den ihren, aus der mädchenhafte Sehnsucht und eine mütterlich-weiche Bärtlichkeit glänzten.

„Komm, laß das dumme Sinnen, Liebling, küsse mich!“

„Und nun stoßen wir an auf das Schönste, das Aller schönste in diesem Leben, das ja nur so kurz ist: die Hoffnung auf ein seliges Glück.“

„Auf ein seliges Glück!“

Sie schwebten in einer himmlischen Heiterkeit, losgelöst von allem Irdischen, und tranken und plauderten, und Hand braunte in Hand.

Dietrich köpfte eine neue Flasche. Der schäumende Wein machte ihr Blut heiß. In ihrer Seligkeit fühlten sie es kaum, wie ein glühender Strom durch ihre Herzen rollte. Und empfanden auch nicht, daß die Weiden und Erlen am Ufer lange dunkle Schatten über den Wasserpiegel legten, aus dem hier und da schon ein Stern aufschimmerte.

„Mein Gott, es wird am Ende gar Nacht, und wir vergessen alles, Kind. Und die Segel hängen, kein Mistchen rührt sich —“

Da staute es langsam vom Wald herüber auf. Dietrich zog das Segel hoch.

„Jetzt müssen wir sehen, wie wir uns heimwärts durchschlagen.“

Lotte saß auf der Bank, weit zurückgelehnt, beide Arme auf dem Geländer rechts und links weit ausgebreitet. Sie sah ihn selig an und sumimte:

„Es waren zwei Königskinder.“

Dann sprang sie auf, fiel Dietrich um den Hals und herzte und küßte ihn, daß das Boot leise schwankte.

„Du Süßer — du Einziger! Ich kann an so viel Seligkeit ja gar nicht glauben.“

Zum erstenmal war Lotte ganz aus sich herausgetreten. Wie ein heißer Sturmwind war es über sie gekommen. Der feurige Trunk aus den Hochheimer Kellern war ihr so zu Kopf gestiegen, daß sie sich festhalten mußte.

„Ich glaube, ich habe einen Schwips! Dieter, einen Schwips!“

Dietrich sah in das kühnende Dunkel hinaus.

„Wir kommen nicht weiter mit dieser Rülpe Wind. Lotti — siehst du drüben die Lichter? Wir wollen dorthin drehen und ankeru. Es ist ein nettes Haus. Du bist müde. Wir übernachten, und morgen in der Frühe bringe ich dich nach Hause, Schatz.“

Sie sah ihn immer noch lachend an.

„Liebster du — Einziger! Wie bin ich glücklich, daß ich dich habe.“

Das Boot drückte sich mühsam kreuzend vorwärts. Dietrich ließ den kleinen Anker herunter. Dann zog er das Segel ein und band es fest. Nachdem sie alles geordnet und das Deck leer gemacht hatten, schloß er die Kajüte ab und machte das Beiboot klar. Mit ein paar Ruderschlägen waren sie am Strand und landeten an dem kleinen Brückensteg. Sie fanden zwei freundliche Zimmer, im oberen Stock, nach dem See hinaus. Vor Dietrichs Stübchen war ein Balkon. Sie traten hinaus. Arm in Arm verschlungen sahen sie hinab in die schweigende Welt. Die frische Nachtlust wischte die Müdigkeit von Lottes Augen.

„Jetzt wird es kühl. Du bist so leicht angezogen. Nun setzen wir uns noch ein bißchen und plaudern.“

Lotte folgte ihm willenlos. Er läutete der Bedienung und ließ eine alte Flasche Rheinwein kommen.

„Siehst du, mein Liebling, jetzt bist du hier in meinem Zimmer, also mein Gast. Nun mußt du hübsch artig sein; Sonst küsse ich dich zur Strafe.“

Als das Mädchen das Tablett gebracht hatte und gegangen war, ließen sie sich auf dem molligweichen Plüsch des Sofas nieder. Dietrich zog die Liebste zu sich heran und setzte sie auf seinen Schoß, und sie schlürften den goldenen Wein, die Gedanken in einer andern Welt.

Die Nacht sank dunkelnd herab. Im Gebüsch sang eine Nachtigall. Vom See wehte ein milder, wlrziger Atem herein, gemischt mit dem Duft von Jasmin und Flieder aus dem Garten. Als Dietrich ein neues Glas eingießen wollte, sank Lotte müde zurück.

„Wie ist mir, Dieter? — Mir fallen fast die Augen zu. Daß mich jetzt gehen. Ich könnte umsinken vor Müdigkeit.“
Sie sah sich fremd um, wie jemand, der sich nicht zu recht findet. Ihr Auge traf seinen glühenden Blick, daß sie sammenschaute.

„Komm!“ sagte er weich und faßte sie an der Hand. „Jetzt soll mein kleines müdes Vögchen schlafen gehen.“
Eng umschlungen geleitete er sie hinüber.
Sie fühlte seinen heißen Atem. Ihr schwindelte. Taumelnd, fast getragen von seinen starken Armen, schritten sie über die Schwelle.

23. Kapitel.

Durch die mattgelben Vorhänge brach eine stumpfe Helligkeit in das Zimmer und fiel auf die Augenlider der Schläferin. Davon wachte Lotte Wölflin auf.

Sie sah vor sich das Fußende des Bettgestells, schwarzglänzende Eisenstäbe mit blinkenden Messingringen. Das war ihr so fremd, daß sie sich ein wenig aufrichtete.

„Was ist das? — Wo bin ich?“
Plötzlich drang es wie ein ferner Blitz durch ihr Gehirn. Sie fuhr ganz hoch und saß da, vornübergebückt, ganz gebückt, als drückte ein ungeheures Etwas auf ihren Nacken.

Sie sah ihre bloßen Arme und auf den Stühlen ihre Strümpfe und Kleider unordentlich durcheinander gelegt. Ihr Blick nahm einen entsetzten Ausdruck an. Vergeblich marterte sie den Kopf, um einen Erinnerungsfaden zu finden. Da erkannte sie die Tür mit dem eigentümlichen Messingbeschlag am Schloß. Dann war sie wieder im dunklen Unbewußtsein und schloß die schmerzenden Augen.

Sie fühlte sich am ganzen Leibe zerschlagen. Jetzt leuchtete es wieder kurz und schnell im Gedächtnis auf. Mit einem jähen Satz stürzte sie aus dem Bett und lief nach dem Fenster. Sie riß den Vorhang beiseite. Das stille Morgenlicht flutete graurot über den See. Dräben lag das Segelboot.

Da brach sie mit einem unterdrückten Aufschrei zusammen, wie von einem Blitz getroffen, und schleppte sich zurück zu dem Bette. Sie sank bebend in die Kiste und verbarg das Gesicht in den Kissen.

„Mein Gott — was ist mit mir geschehen?“
Ihre Rippen zitterten. Eine Tränenflut brach aus ihren Augen. Sie schluchzte bitterlich. Sie richtete sich wieder hoch, vermochte aber nicht, sich vollends zu erheben. Eine furchtbare Angst krampfte ihr Herz zusammen und schnürte ihr die Kehle zu. Sie riß sich am Haar, das wirt über ihre Schläfen und die Stirn fiel, ob das alles Wirklichkeit sei oder nur ein wahnsinniger Traum.

„Dietrich! — O nein, nein — es kann ja nicht sein!“
Sie wagte nicht, hochzublicken. Ein entsetzliches Gefühl lähmte ihr jede Bewegung.

„Um Gottes willen — was ist mit mir?“
Ihr war, als stände eine gräßliche Gestalt hinter ihr, wie sie es einmal auf einem Wilde gesehen hatte, in der Hand ein breites Schwert, bereit, sie niederzuschlagen. Und rings herum eine johlende Menge, die mit Fingern auf sie zeigte. Ein Frost legte sich um ihre Glieder.

Endlich fühlte sie Boden unter den Füßen. Sie tappte zum Tisch und hielt sich an der Kante fest, denn sie drohte wieder umzusinken. Dort lag ihr Schmuck, ihre Uhr, das Rifferblatt nach unten, da der kleine gelbe Hut, der bunte Gürtel mit dem weißen Schloß, über der Stuhllehne ihr Nieder mit den lilä Arabesten und den weißen Spitzen.

Wie lag das alles da?
Ein vernichtender Schlag fuhr auf sie nieder. Sie neigte den wüsten Kopf tief auf die Brust und kniff die Augen zu. Ihr Atem keuchte. Ihr Blut sieberte. Mit einer verzweifelnden, sinnlosen Hast griff sie nach den Kleidern und zog sich in fliegender Eile an, kaum daß sie ein paar Knöpfe an der Bluse, an den weißen Schuhen zumachte.

Den Hut in der Hand, flog sie zur Tür, öffnete leise und schlich sich wie ein Dieb den dämmrigen Gang entlang, die Treppe hinab.

Sie wußte nicht, wie sie aus dem Hause gekommen war. Es war noch alles totenstill, die Sonne brach eben mit blutigem Schein über dem See hervor. Von einem gespensterhaften Entsetzen gejagt, floh sie vor den roten

Strahlen nach der entgegengesetzten Seite, am Seeufer entlang, daß ihr die taufeuchten Zweige ins Gesicht schlugen.

„Barmherzigkeit!“ ächzte sie. „Wo war ich? — Was ist mit mir geschehen?“

Ein Ruder Schlag Klang an ihr Ohr. Sie hemmte den Lauf und lauschte, strich sich die wilden Locken aus dem Gesicht und warf einen Blick auf ihre Kleider.

Dicht am Ufer kam ein breites, graues Fischerboot gezogen. Ein gebückter, alter Mann bewegte langsam und gleichmäßig die Ruder. Das gehezte Mädchen rang nach einem Entschluß. Sie rief den Fischer an. Der richtete sich schwerfällig etwas hoch.

„Lieber Alter — können Sie mich mitnehmen? Ich will nach Wannsee zum Bahnhof oder zu einem andern Bahnhof nach Berlin.“

Er sagte, er sei Fischer und mit seinem Fang auf dem Wege zum Potsdamer Markt. Wenn sie da mittivolte.

Lotte suchte nach der Geldtasche.

„Ich gebe Euch ein Goldstück und was ich noch habe — nehmt mich mit zum Bahnhof Wannsee, nicht nach Potsdam. Ich will es Euch danken.“

Da fuhr der Alte den Kahn knirschend in den Ufersand, trock mit den langen, schweren Wasserstiefeln über Bord und trug Lotte Wölflin in sein Boot. Er zog seinen Rock aus und legte ihn auf den Stg gegenüber. Dort kauerte sie sich nieder.

„Ist Ihnen woll was passiert, Frölen? Was Schlimmes doch nich? Ruhig, Kindchen, ich fahr um und bring Sie nach Wannsee, dicht beim Bahnhof, Frölen. In sief Minuten sind Sie dann oben.“

Lotte hörte nur die Ruder knarren. Sie starrte dumpf auf den feuchten Boden des Rahmes und sagte kein Wort. Jeder Gedanke schmerzte sie. Der alte Mann schüttelte den Kopf, sah ins Weite und trieb sein Fahrzeug mit der schweren Marktlast vorwärts, so gut er konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wunder.

Novelle von Alexander Castell.

„Anne-Marie, treib die Kälbe herein!“ rief der alte Bahu, der mit seiner Schwiegertochter auf der Bank vor dem Hause saß. Es war ein Oktobermittag und schon etwas kühl. Die kleine Anne-Marie, ein vierzehnjähriges Mädel, trottete zum Hof hinaus. Man hörte ihre Holzschuhe noch auf der Straße klappern.

Die beiden andern sahen still an der Sonne. Aus ihrer großen Stube hörten sie das Telephon rasseln und Worte, die sie nicht verstanden. Dort war das Kommando für die Batterie, die hinter dem Wald irgendwo vergraben war. Der Major und die andern Offiziere logierten im Haus, gingen aber zum Essen ins Dorf. Nur wenn strenger Dienst war, lockte ihnen die junge Bahu eine „Soupe aux choux“, die den Herren auszeichnete schmeckte.

Der alte Bahu hatte drei Söhne, Ferdinand, Robert und Gaston. Sie waren alle drei am zweiten, fünften und sechsten August nach Verdun und Montmédy einberufen worden, und seither hatten sie nichts mehr von ihnen gehört. Nur von Gaston hatten sie vernommen, daß er in Deutschland gefangen war. Durch die Vermittlung des Majors hatten sie ihm sogar einen Brief schicken können. Aber es war noch keine Antwort da.

Jeanne war die Frau von Ferdinand, und sie war im achten Monat schwanger. Sie war eine sehr kleine, aber feste Person, und hatte durch ihren Zustand ein ganz gelbes Gesicht bekommen. Es war ihr erstes Kind, trotzdem sie schon zwei Jahre verheiratet gewesen war.

So saß sie mit dem Alten jeden schönen Nachmittag, den Gott trotz des Krieges gab, in der Herbstsonne, hatte ihre Hände wie betruend auf ihrem Leib liegen und dämmerte vor sich hin. Die beiden sprachen wenig. Der alte Bahu war seit dem Sommer schweigsam geworden. Er war sechsundfünfzig Jahre alt und kannte sich plötzlich im Leben nicht mehr aus. Als kleiner Junge hatte er den Krieg 1870 mitgemacht. Seine Mutter hatte damals ein Bureau de tabac gehabt, wo die deutschen Soldaten Zigarren kauften und Wein tranken. Oft hatte er diese Szenen seiner Kindern erzählen müssen und ihnen erklärt: „Wir waren voller Zuredert, denn der Kaiser war ja mit einem großen Heer in Sedan, und unsere Armeee errang Sieg auf Sieg. Da eines Abends, ich war gerade beim Bäcker und hatte für eine Großmutter Brot geholt, sprenkten Reiter über das Feld gegen das Dorf! Es waren Preussens!! O, diese verfluchten Preussens hatten den Kaiser in Sedan und das ganze Heer gefangen. Nachher waren sie den Herbst und Winter da. Sie kamen auch zu meiner Groß-

mütter, um ein Glas zu trinken. Aber sie zahlten alles. Nur wenn sie manchmal sechs Flaschen getrunken hatten, stellten sie ganz verstohlen eine unter den Tisch. Eure Tante Berthe, die ein fires Mädel war, sah es aber gleich und holte die Flasche wieder vor. Dann lachten sie alle, aber gezahlt haben sie doch. Die Jungen hatten ihm mit großen Augen zugehört, und zum Schluß mußte er immer noch von Onkel Albert erzählen, der sich bei den Fronttrains hatte andocken lassen. Da wurde ein Offizier im Walde erschossen gefunden, und Onkel Albert wurde angeklagt. Der Bürgermeister stand für ihn ein, und man schickte sogar nach Metziers zum Plakommandanten. Es half nichts. An einem Morgen wurde er an der Stelle, die hieß: „Langue de chat“ erschossen. Und vorher hatte er noch selbst das Grab graben müssen.

Diese Geschichten hatten sich Bahus Jungen von Jugend auf eingeprägt, und ihm selbst standen sie hell im Gedächtnis. So kam es, daß, als die Deutschen jetzt 44 Jahre später wieder ins Dorf gekommen waren, aus Bahus Hof kein Schuß fiel. Mit grimmigem Gesicht war er ihnen entgegengetreten, aber er hatte ihnen ohne Arg angeboten, was in Küche und Keller war, und sich im ganzen nicht schlechter mit ihnen vertragen als seine Mutter dazumal.

Nur etwas Merkwürdiges war in seinem Gehirn eingetreten. Seinem politischen Denken nach war er leidenschaftlicher Republikaner, und wenn ihm jetzt der Major aus der Zeitung die deutschen Erfolge übersehte, machte er eine Faust und sagte: „Oh ce cochon, il a soulevé la France par terre...“ Er meinte den Kaiser Napoleon. Die Eindrücke seiner Jugend waren stärker gewesen als die heutigen. Für ihn hatte damals das Unglück begonnen.

Was seine Söhne anbetraf, hatte er für Ferdinand und Robert wenig Sorge, trotzdem er nie mehr etwas von ihnen gehört hatte. „Das sind verfluchte Kerle.“ pflegte er zu seiner Schwiegertochter zu sagen, „die werden wiederkommen, aber für den Kleinen habe ich Angst, der hat keine soliden Knochen... aber nun ist ja alles gut...“ schloß er jeweils seinen Vortrag ab. „Hungern wird er ja wohl müssen, aber mit Wasser und Brot hält man's lange aus, und nachher wollen wir ihn schon wieder herausfüttern.“ Denn, daß es in Deutschland nichts zu essen gab, davon war Bahu überzeugt. Und es gab sich auch kaum jemand Mühe, ihn vom Gegenteil zu überzeugen.

Wenn er mit dem Major sprach, sagte er immer Erzellens und brachte ein einziges, für ihn lapidares Moment vor: „Aber England läßt ja nichts durch,“ und dazu lächelte er ganz pfiffig. Dann hatte er vor fünfzehn Jahren einmal einen Knecht gehabt, der ihm erzählt hatte, daß er in seiner ganzen Jugend nur Kartoffeln und Deringe aß. „Er wohnte da oben irgendwo am Meer,“ erklärte Bahu seiner Erzellens und fügte hinzu: „Was glauben Eure Erzellens, daß diese Leute im Krieg essen, wenn sie im Frieden schon nichts zu nagen haben...“ Dabei sah er lächelnd über seine fetten Wiesen hin. Für ihn war Deutschland ein armes und Frankreich ein gesegnetes Land. Daran ließ er nicht rütteln. Sonst war er ein guter Kerl.

Er sah jetzt etwas besorgt über die Hofmauer weg, nach den Wiesen im Norden des Dorfes. Gegen Abend begann gewöhnlich das Bombardement, und französische Schrapnells hatten ihm schon vier Male getötet. Das hatte ihm den Humor nicht verborgen: „Unsere Leute schießen gut; das sind unsere 75-Millimeter-Geschütze, die machen saubere Arbeit,“ hatte er mit einem vergnügten Augenzwinkern gesagt und die vier Tiere der deutschen Etappenkommandantur verkauft. Er hatte dabei nicht schlecht gelacht.

In der vorigen Woche hätten die Geschosse beinahe in den Hof eingeschlagen. Wohl sechzig Schrapnells waren an einem Abend direkt hinter den Wald gefallen und hatten in einer Wiese eine ganze Grube ausgebohrt. Seit ein paar Tagen aber hatten sie sich mehr nach Westen eingeschossen.

„Schade,“ hatte er eines Nachmittags zu seiner Erzellens gesagt, „daß das viele Material immer ins Leere geht...“

Seine Erzellens hatte gelacht und geantwortet: „Sieur Bahu, ich kann mich darüber nicht beklagen...“ Im ganzen kamen sie wirklich gut zusammen aus.

Man hörte jetzt vom Westen her wieder schießen.

Es waren deutlich dämpfe und dann wieder hellere Artillerie-schläge. Man war an das längst gewöhnt. Das konnte so eine Stunde lang fortgehen.

Drinnen rasselte wieder das Telephon. Zwei Offiziere kamen heraus und gingen, nur die Reitbeutchen in der Hand, gegen den Wald.

„Nun kann es ja da auch bald wieder losgehen,“ sagte Bahu zur Schwiegertochter, die schläfrig und müde in die Spätmittagsstunde sah. „Fühlst du dich nicht wohl?“ fragte er sie. Sie sah heute wirklich schlecht aus.

Sie zuckte nur mit den Achseln. Sie sprach überhaupt in der letzten Zeit wenig. Sie lebte ein dumpfes vegetatives Leben. Ihre Gedanken gehörten nicht dem Krieg, nicht einmal ihrem Mann, der jetzt weit weg vielleicht im Kampf, vielleicht verwundet war. Sie dachte nur immer an das, was in ihr wuchs, was in ihr schon deutlich lebte, und das ihr doch schwarze und qualende Gedanken machte. Sie dachte nicht warum, aber sie war trostlos

und melancholisch und sprach oft, ohne es zu wissen, ganz wirres Zeug.

Bahu hatte erst gestern noch zum Major gesagt: „Erzellens, meine Schwiegertochter ist manchmal nicht ganz bei Verstand...“ „Wird schon wieder in Ordnung kommen,“ hatte Seine Erzellens geantwortet.

Der alte Bahu horchte jetzt ins Zimmer hinein. Er verstand nicht, was die Offiziere sagten, aber ihre hohen Stimmen klangen erregt. Von Süden her war jetzt Geschützfeuer vernehmbar. Fast zugleich begann es auch hinter dem Wald zu krachen. Trotzdem die Geschütze in einer Viertelstunde Entfernung eingegraben waren, zitterten bei jedem Schuß die Fenster-scheiben. Und bei jedem Schlag zuckte die schwangere Frau fast unmerklich zusammen.

Anne-Marie kam jetzt mit den Kühen die Dorfstraße her. Ein zehnjähriger Junge lief mit einem Steden hinterdrein. Als ob die Tiere vom Krachen eingeschüchtert wären, gingen sie, die Köpfe fast zur Erde gedrückt, aber den Hof. Kaum waren sie im Stall, ging südlich das Gewitter los. Da kamen auch schon schwarze Punkte westlich über den Wald. Der alte Bahu sagte: „Sie schießen wieder ins selbe Loch hinein!“ Man hörte den dumpfen aufschlagenden Laut der Granaten und fast zugleich die Explosion. Eine schwarze Wolke stieg von der Erde auf. Haushoch wurden Kot und Steine geworfen.

Der Major war für einen Augenblick ans Fenster gekommen und starrte hinaus. „Es wird ein heißer Abend,“ rief Bahu. Der andere nickte. Er hatte einen merkwürdig starren Blick, während er hinüber sah. Man hörte jetzt auch das Trommeln von Maschinengewehren. Aber das mußte viel weiter südlich sein.

Der Ordnungsoffizier war heraufgekommen. Er beobachtete mit dem Feldstecher die Schußrichtung. Er sagte zu Bahu: „Sie suchen uns... Sie müssen ahnen, daß wir in diesem Haus das Kommando haben, aber es muß wohl ein Fehler in der Karte sein, der Hof ist 300 Meter zu weit westlich eingezeichnet...“

Bahu fragte: „Aber wenn sie doch herüberkämen...?“ „Dann müßten wir ausziehen, wenn unsere Batterien sie nicht vorher still gemacht haben...“

Bahu antwortete nichts. Als guter französischer Bürger dachte er: „Wir wollen es nicht hoffen...“ Der andere war wieder hineingegangen. Es begann zu dämmern. Deutlich sah man jetzt die Feuer der plaudernden Granaten. Es war ein höllisches Konzert, dessen Donner unaufhörlich den Wald entlangrollte.

Der alte Bahu hatte den Mund offen. Er konnte die Erschütterungen der Luft gar nicht aushalten. Aus dem Süden rollte das Getöse immer stärker herüber. Es muß ein scharfes Gesetzt sein. Vom Dorfe her kam zugleich eine Ordnungszug auf dem Rad gefahrt und bog in den Hof ein.

Bahu war eben aufgestanden, um einen Schal für seine Schwiegertochter zu holen, als direkt vor ihrem Haus eine Granate in den Wald einschlug. Eine grelle Flamme stieg zwischen den Baumwipfeln auf, eine furchtbare Detonation erfolgte, ein Gefrassel von geknickten und stürzenden Baumwipfeln. Eine zweite Granate fuhr fast zugleich in die äußersten Bäume. Die Luft war sofort voll von den Explosionsgasen, die in trüben Schwaden wie Nebel in der Dämmerung herüberkamen.

Der Major hatte das Fenster aufgerissen. Als Bahu zur Besinnung kam und seitwärts sah, lag die Schwangere halb ohnmächtig auf der Bank und stich matte und klagende Seufzer aus. Er hatte nur einen Gedanken: „Sie gebiert...“ Der Major stand noch am Fenster, das Telephon rasselte unaufhörlich.

Bahu hatte den Schock in den Knien und rief: „Sie kommt nieder... sie kommt nieder...“ Der Major streckte den Kopf aus dem engen Fenstersügel, verstand sofort und schrie dem Radfahrer, der eben aus der Türe trat, etwas zu. Der half dem alten Bahu, die Gebärende nach oben zu tragen.

Während sie noch im Hausflur standen, ging es wieder wie ein Blitz über den Hof. Von dem Krach zerplitterten alle Scheiben. Anne-Marie lief wie eine Verrückte vom Stall her. Da kam Bahu wieder von oben. „Bist die Kühe los, aber laß sie im Stall...“ Dann klopfte er an die Türe, nahm den Hut ab und trat ein. Er zitterte und sagte: „Erzellens, es ist ihre erste Geburt, man sollte einen Arzt haben.“

Der Major, der am Telephon sah, drehte den Kopf herum und starrte ihn an und schrie: „Die Linde ist belegt, ich muß mit der Batterie und dem Abschnittskommando in Verbindung bleiben, schon zweihundert Gefangene... Aber ruhen Sie den Radler, er soll den Stabsarzt holen im Dorf...“

Er lief ans Fenster. Der ganze Platz vor dem Haus war voll Qualm. Bahu brachte den Radler am Arm aus dem Gang herein. Der Major schrie ihm drei Worte zu, und der Radler sauste hinaus.

Bahu stand immer noch da. Da sagte der Major: „Wenn sie in den Hof schießen, dann müssen wir hinaus und ins Dorf. Man muß auf alles gefaßt sein. In einer halben Stunde werden wir es wissen...“ Er sah schon wieder am Apparat. „Sawohl, Punkt 193 unter schweres Feuer gekommen...“ Bahu war hinausgegangen, kam wieder zurück und gerante sich nicht mehr hinein. Er dachte immer: „Was werden wir mit Jeanne anfangen...“ Wieder schlügen zwei... drei Granaten fast gleichzeitig in die Bäume. Bei jedem Schlag zog der Alte die Schultern ein. Es war ihm jedesmal wie ein Dieb ins Genick. Er sah den

Sof breunen und die Mähe über die F-Über laufen, und Kanone, die jetzt oben in den Wehen lag, jammerte, daß man ihre Stimme auf der Siegel hörte.

Er ging wieder hinein. Oben kam Anne-Marie aus Jeanne's Kammer und lief in die Küche und trug heißes Wasser hinauf. Dem Alten zitterten die Knie. Er war kein mutloser Mann, aber jedesmal, wenn seine Frau geboren hatte, war ihm dasselbe Entsetzen in die Glieder gefahren. Er krieg jetzt die Treppe hinunter und wandte sich gegen den Stall. Während er mitten auf dem Platz stand und kaum atmen konnte, kam ein Säulen von Säben, als ob der Sturm den Wald wegfeigen wollte. Wie ein Blitzstrahl fuhr es hundert Meter vor der Hofmauer in die Wiese. Wie wenn ein weißer, grellblender Stern vom Firmament gefallen wäre, glühte es auf, und dann zerfiel dieser Stern in Millionen Atome.

Bahu war auf den Boden geworfen worden und rang nach Luft. In diesem Augenblick fuhr das Automobil des Stabsarztes in den Hof. Bahu kroch auf die Seite, um nicht unter die Räder zu kommen. Der andere stürzte ins Haus. Bahu blieb vorerst liegen. Es war ihm, als hätte er alle Glieder gebrochen, und als nahte seine letzte Stunde. Allmählich kroch er an die Mauer und sah dort halbaufrecht. Vor sich hatte er die Wendelaterne des Automobils, und er mußte die Augen schließen. Lange lag er so und wartete apathisch auf das, was kommen würde. Das Schiefen hatte allmählich aufgehört.

Vom Walde her kam jetzt ein Zug von Menschen, die sich dem Hofe nahen. Es waren Leicht- und Schwerverwundete. Manche trug man auf einer Bahre. Sie nahen sich und traten in den Hof. Der Unteroffizier, der sie führte, verlangte Milch.

Man rief Anne-Marie herüber. Sie ging mit ihren klappernden Holzpfantoffeln über den Hof und in den Stall. Dort standen die Kühe herum und brüllten in langgezogenen und klagenden Tönen. Anne-Marie setzte sich unter das nächste Tier, und während sie den Kopf an das warme Fell der Kuh drückte, weinte sie mit zuckenden Schultern, indes die warme Milch in den Kessel spritzte.

Bahu war nur auch heruntergekommen und half die Milch hinaustragen.

Als draußen die Soldaten tranken, ging oben das Fenster auf, und der Stabsarzt rief, als ob es ihm Freude machte: „Es ist ein Junge...“

Da faltete der alte Bahu die Hände. Die verwundeten Soldaten aber, die blutend und in zeretzten Uniformen und mit von Schmutz schwarzen Gesichtern dahandten — sie hatten seit Monaten nur Blut und Tod gesehen, und alles, was Leben war, war in ihren Gedanken schier ausgelöscht gewesen — sie, die aus dem Quat und den Schmerzen einer zehntausend Hölle kamen, hörten dieses Wort wie die Botschaft aus einer andern Welt, und erst allmählich begriffen sie das Wunder: es war ein Kind geboren worden.

Vermischtes.

* Unter aller Kanone. In einer Zeit, in der die Kanonen das Wort führen, dürfte der Ursprung der Redensart „unter aller Kanone“ gewiß interessieren. Mit der Kanone steht sie aber in gar keinem Zusammenhang, vielmehr scheint sie aus der friedlichen Welt der Schule herzukommen. Wenigstens stellt Professor Dr. E. Schwabe in einem interessanten Aufsatz der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ diese Hypothese auf und erzählt dazu folgende Anekdote: Die Schüler einer städtischen Lateinschule in Sachsen waren im 18. Jahrhundert im Latein besonders verwehrt, und das erregte den berechtigten Ingrimm der studierten Väter der Stadt. Auf ihre Veranlassung hin ließ der Oberpfarrer in sämtlichen Klassen ein Exploratorium nach Art des an Fürstenschulen üblichen „Rektor-Extemporale“ schreiben, die Arbeiten einfordern, und machte sich dann an die Korrektur. Das Ergebnis war sehr unbefriedigend, denn in dem Berichte an den Stadtrat teilte er mit, daß er sich einen Canon von fünf Zensuren gemacht (optime, bene, sic satis, male, pessime), daß aber leider viele der Arbeiten so schlecht seien, daß sie nur als „sub omni canone“, als unter allem Canon stehend, bezeichnet werden dürften. Canon war also die Zensurenstaffel, und aus der lateinischen Redensart wurde dann die scherzhafte deutsche Verdrehung.

** Gewebte Fensterscheiben. Unsere Fensterscheiben sind luft- und staubdicht, haben aber den Nachteil, daß sie, wenn sie zur Lüftung geöffnet werden, nicht nur der Außenluft, sondern auch dem darin enthaltenen Staube Zutritt gewähren. Aus diesem Grunde scheint für die Wohnungshygiene der in den Vereinigten Staaten neuerdings sich einfindende Ersatz einzelner Fensterscheiben durch Einsätze aus hellem Baumwollgewebe der Prüfung wert. Nach einem Berichte des „Prometheus“ ist die Lichtdurchlässigkeit solcher gewebter Fensterscheiben bei entsprechender Auswahl des Stoffes um so leichter zu erreichen, als er ja nur eine oder zwei Glasscheiben in jedem Fenster zu ersetzen hat. Die Lüftung aber der mit solchen Fenstern versehenen Räume ist ständig und gleichmäßig und der Staubegehalt muß, da das Gewebe als Staubfilter wirkt, naturgemäß viel geringer sein, als in den Räumen mit offenen Fenstern. Dazu kommt noch der Vorteil, daß sich bei den

gewebten Fensterscheiben die Lüftung dauernd und ganz selbständig vollzieht, ohne daß, wie bei geöffneten Fenstern kann vermeidlich ist, eine Zugwirkung entsteht. Dabei sollen die gewebten Fensterscheiben so wärmedicht sein, daß die Heizung der Räume im Winter keine Schwierigkeiten bereitet. Auch das Reinhalten des Gewebes ist leicht zu erreichen, wenn man es auf auswechselbare Rahmen spannt und gegen die Wirkungen eines Plagregens wird man sich durch entsprechende Imprägnierung schützen können.

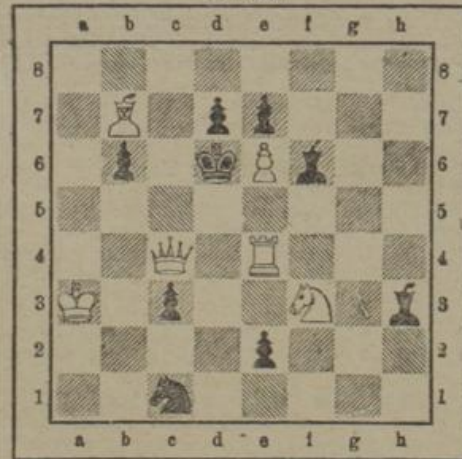
Vägertisch.

— „Kunst.“ Das uns vorliegende September-Heft der „Kunst“, Monatshefte für freie und angewandte Kunst (Verlag Bruckmann, München) bildet den Beschluß des 18. Jahrganges dieser außerordentlich schönen Zeitschrift. Man sieht dem abgeschlossenen Jahrgang in der Tat nicht an, daß der Krieg unsere reproduzierenden Künste in Mitleidenschaft gezogen hätte; die Zeitschrift hat ihren alten Ruhmestitel, über ein in Fülle wie Schönheit unübertreffliches Bildermaterial zu verfügen, auch in diesem Kriegsjahrgange bewahrt. Aber in anderer Hinsicht sieht man ihr den Krieg an; mit glücklichster Hand hat die Leitung, soweit dies auf dem Gebiete der bildenden Kunst möglich ist, den gewaltigen Ereignissen Rechnung getragen; nicht beeinträchtigt hat der Krieg diese Monatshefte, er hat sie gefördert und befruchtend auf sie gewirkt. Zeugnisse des Hochstandes unserer Kultur wie diese Zeitschrift verdienen auch in Zeiten wie jetzt die volle Unterstützung des Volkes; jedem gebildeten Hause sei also „Die Kunst“ in ihrem neuen Jahrgang empfohlen, eine Fülle von Schönheit und künstlerischer Anregung wird es aus jedem Heft schöpfen.

— Die „Viller Kriegszeitung“, die von Paul Oscar Böder und Georg Freiherr v. Ompeda herausgegeben und in Frankreich gedruckt wird, ist die bekannteste und beliebteste der Veröffentlichungen, die für unsere Truppen im Felde ins Leben gerufen sind; auch in der Heimat ist die Nachfrage eine sehr rege. Die bisher erschienenen Nummern sind aber vollständig vergriffen und können nicht mehr nachgedruckt werden. Die Jochen im Verlage von B. Bocksch & Co., Leipzig, erscheinende Buchausgabe der „Viller Kriegszeitung“ ist eine „Auslese aus Nummer 1—40 mit 50 Bildern“ (Preis gebunden 4 Mk.), die die Herausgeber der „Viller Kriegszeitung“ veranstaltet haben. Diese Auslese wird allen denjenigen einen willkommenen Ersatz bieten, deren Wunsch, eine vollständige Ausgabe der bisher erschienenen Nummern zu erhalten, unerfüllt bleiben muß. Die Auslese bietet ein möglichst genaues Abbild der Zeitung. Namhafte Schriftsteller, Künstler und Gelehrte, die im Felde stehen, einfache Soldaten und Offiziere aller Rangstufen haben sich zu reger Mitarbeit vereint. Schilderungen von Heldentaten, Kriegserlebnisse, humoristische und belehrende Beiträge, ernste und heitere Gedichte usw. reihen sich in bunter Folge aneinander. So bietet die „Viller Kriegszeitung“ mit ihren hergerichteten Schilderungen der Selbsterlebnisse in großer Zeit ein anschauliches Bild des Lebens in und hinter der Front, und spiegelt die Stimmung wider, die unsere Feldentruppen besetzt, die sie alle Strapazen freudig ertragen läßt und sie unauffällig zum Siege führt.

Schach-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:
Schleie, Cello, Meise, Liter, Iris, Tisch, Tinte, Ente, Natter,
Pirna, Aker, Racine, Trier, Iler, Klippe;
Schlittenpartie.